

Yiftach Ashkenazy
Mein erster Krieg

Yiftach Ashkenazy

Mein erster Krieg

Erzählungen

Aus dem Hebräischen von

Barbara Linner

Sammlung Luchterhand

Die Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel
Sipurei mot iri bei OV-Z.A.P., Tel Aviv.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
für die Sammlung Luchterhand liefert
Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

I. Auflage
Deutsche Erstausgabe
Copyright © 2003 Yiftach Ashkenazy
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008
Luchterhand Literaturverlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-630-62106-7

www.luchterhand-literaturverlag.de

Zum Gedenken an meinen Vater

Schlaf, mein Sohn, schlafe ruhig,
weil nicht so bitterlich,
deine Mutter sitzt dir zur Seite,
hütet vor allem Übel dich.

Es heult der Schakal da draußen,
und ein Wind bläst dort vorbei ...
doch du, mein kleiner Sohn,
schlummre nur ruhig und schlaf.

Nacht, Nacht, eine Schattennacht
wird so schrecklich schnell verwehen,
du darfst nicht, darfst nie müßig sein,
morgen müssen wir an die Arbeit gehen.

Morgen macht sich der Vater zum Pflügen auf,
in der Furche, in der Furche wird der Vater ziehen,
schau, du wirst groß, hebst den Kopf,
und ihr werdet zusammen ins Feld ausziehen.

Schau, du wirst wachsen und du wirst groß
im Lande Israel
dem Alter und der Mühsal entgegen,
ein Arbeiter wie dein Vater wirst du.

Dann wirst du unter Tränen säen
und wirst mit Freude ernten –
doch jetzt hör deiner Mutter zu:
schlummre, schlummre in Ruh.

Nacht, Nacht, eine kalte Nacht,
ein Fuchs knirscht mit dem Zahn.
Kreise, kreise auf der Wacht,
dein Vater schläft nicht des Nachts.

Am Tag arbeitet er, in der Nacht hält er Wacht,
dort in der Tenne wird der Vater stehen.
Schau, du wirst groß, du wirst ein Held,
und ihr werdet zusammen auf Wache gehen.

Schlaf, mein Sohn, fürchte dich nicht,
das ganze Dorf ist wach,
auch deine Mutter hält die Wacht,
behütet Avner, ihren Sohn.

Es brennt die Tenne in Tel-Josef,
auch aus Beit-Alfa steigt Rauch ...
aber du, so weine doch nicht mehr,
schlummre nur ruhig und schlaf.

Nacht, Nacht, eine Feuernacht
wird Heu und Spreu verzehren,
du darfst nicht, darfst nie verzagen,
morgen beginnen wir neu.

Morgen muss man den Grundstein legen,
für seinen Sohn baut der Vater ein Haus,
schau, du wirst groß, hebst die Hand,
dann zieht ihr zusammen zum Bauen aus.

Altes hebräisches Wiegenlied

Inhaltsverzeichnis

Bett Nummer sechs

13

Der Blutmond von Jericho

147

Mein erster Krieg

153

Ich transportiere eine
Fischlieferung mit dem Mann,
der meinen Vater tötete

161

Eine gewisse Art von Panther

167

Ein Taubenpärchen gurr
über der Klagemauer

171

Bett Nummer sechs

*»Schlaf, mein Sohn, schlafe ruhig,
weil nicht so bitterlich«*

Jetzt ist Nacht, Nacht in der Intensivstation im Haifaer Rambam-Krankenhaus, die Tauben sind ruhig. Im Warteraum, der den Familien der sterbenden Patienten vorbehalten ist, schlafen erschöpft, Rücken an Rücken, Seite an Seite, zwei Familien. Die Familie Bakri aus dem arabischen Dorf Ba'ane im Galil, und daneben die fromme und heilige Familie unseres Rabbiners, Rabbi Eleazar Deutsch. Die ganze Zeit anwesend sind natürlich nur die männlichen Talmudstudenten vom Hof des Rabbiners, die sich darauf versteift haben, über ihren alten Großvater zu wachen (in den Augen des ganzen Rabbinerhofs ist er der Großvater, sie nennen ihn auch Großväterchen), der vor ungefähr einer Woche auf sein Krankenlager fiel. Anfangs dachten alle, es handle sich um eine Grippe, erschwert durch das Alter. Alle waren sicher, dass der Rabbi im Nu zu voller Aktivität zurückkehren würde so wie jedes Jahr im Winter, nachdem er erkrankt war. Erst nach drei Tagen, während denen der Rabbiner vor Fieber glühte und streckenweise ohnmächtig wurde, brachten sie ihn ins Krankenhaus, wo er sofort, bewusstlos, in die Intensivstation im zweiten Stock eingeliefert wurde. Von allen Frauen des Haushalts, seinen Töchtern, Schwiegertöchtern und dem Rest seiner weiblichen Schutzbefohlenen, wurde nur seiner frommen Ehefrau gestattet, ihn zu besuchen,

die schwere Eisentür zu durchschreiten, die sich mit einem mächtigen Knall schloss. Ihn wurde erlaubt, ihn zu unterstützen. Die Ärzte dachten, der Rabbiner würde vielleicht die Stimme seiner Frau erkennen, die ihn schon seit fünfzig Jahren auf den gewundenen Pfaden des Lebens begleitete, seit dem großen Krieg, und dass er aufwachen würde. Denn Wunder passieren schließlich, und der Rabbiner hatte doch Fürsprecher vor dem Herrn, gesegnet sei er, war eine große rabbinische Autorität und ein anständiger Mann. Sein ganzer Hof verehrte ihn, und sein Name war in allen Gemeinden bekannt. Von weit her kam man, um ihn um Rat zu fragen, manchmal kamen sie selbst aus Jerusalem und Tel Aviv. Der Rabbiner hatte nie gesündigt, nicht ein winziges bisschen. Einmal, vor einem Jahr, stiftete er einen Hausfrieden zwischen einem jüdischen, halbreligiösen Paar aus Jerusalem. Sie waren so beeindruckt von der Weisheit des Rabbiners, dass sie unserer Synagoge ein neues, verziertes Thoraexemplar zum Geschenk machten. Unser ganzer Hof war stolz auf unseren Rabbi. Und als er erkrankte, beteten daher alle getreulich, um seine gesegnete Seele zu retten.

Rachamim, der älteste Sohn des achtzigjährigen Rabbiners, der bei weitem kein Jüngling mehr war, mit den dunkelblauen Augen seiner Mutter, diente als Führer der Besuchergemeinde, die zum Rabbiner kam, um dem Gebot des Krankenbesuchs nachzukommen. Er kündigte die normale Gebetszeit an und sorgte auch dafür, dass die Talmudstudenten noch extra für die Rettung des Rabbiners beteten. Ebenso wachte er darüber, dass keiner der Studenten sündigte und versehentlich einen Blick in die Fernsehapparate warf oder sich von einer unziemlichen

Frau verführen ließ. Die Gojim sahen fast den ganzen Tag fern im Wartezimmer. Alle wussten, dass es keinen gab, der gelehrter war als Rachamim. So wie sein Vater war er ein vollkommener Gerechter und hätte selbst eine anerkannte rabbinische Autorität werden können, wenn er sich nicht aus einem geheimnisvollen Grund nur zwei Monate nach der ordentlichen Trauung von seiner Frau Sara hätte scheiden lassen. Rachamim war auch derjenige, der den Besuchern die Zeit am Lager seines Vaters zuteilte (die Besuchsstunden drinnen waren gezählt und die Anzahl der Besucher immens). Wie einst Noah, so dirigierte er sie paarweise, hauptsächlich ihrem Grad der Nähe und ihrer Stellung nach. Nur drei Stunden pro Tag hatten ihnen die Ärzte zugemessen. Er ignorierte jene Talmudstudenten, die ohne jedes Schuldbewusstsein um fünf Minuten mehr bettelten. Rachamim war neben seiner Mutter der Einzige in der Familie, der keine Brille trug. Er war stets stolz auf sein scharfes Sehvermögen gewesen und empfahl seinen Schülern, viele Karotten zu essen.

Rachamim besuchte seinen Vater immer als Erster, zusammen mit seiner Mutter, die erst dreiundsiebzig war und noch Kraft im Leib hatte. Jeden Tag kochte sie in ihrer Küche für die Armenspeisung der Gemeinde. Man sagte von ihr, dass es keine gerechtere und aufrechtere Frau in der ganzen Gemeinde gebe. Sie hielt strengstens alle religiösen Pflichten ein, die leichten wie die schwierigen. Ihr hebräischer Name war Ruth. Der greise Rabbiner hatte ihr diesen Namen gegeben, als er sie damals nach dem großen Krieg in den verschneiten Wäldern gefunden hatte. Sie heirateten nach jüdischem Gesetz und Brauch im Auffanglager derer,

denen die Immigration nach Israel verweigert wurde, in Zypern, zwei Monate nachdem sie sich kennengelernt hatten. Eleazar, der schon damals, noch von seinem Geburtsstädtchen her, als Wunder der Gelehrsamkeit bekannt war, wurde am Tag seiner Verhehlung große Ehre seitens der übrigen Flüchtlinge erwiesen. Obwohl die meisten ihren Gott dort zusammen mit ihren Familien verloren hatten.

Wenn Rachamim und seine Mutter herauskamen, die Papiermützen vom Schädel nahmen, die grünen Schürzen auszogen, die zu tragen ihnen aus Gründen der Sterilität befohlen worden war, und die Schutzkleidung an Jirachmiel und Schaul, seine jüngeren Brüder, weitergaben, hörte Rachamim in seinem Kopf immer noch das Pfeifen der Apparate, die mit dem Funktionieren der lebenswichtigen Systeme seines Vaters betraut waren. Wenn er die Lider schloss, sah er seinen Vater hilflos in dem weiß gestrichenen Bett liegen, Schläuche mit jeder freien Parzelle am Körper verbunden. Er sah die Zunge seines Vaters an die Wangen gebunden, damit er nicht daran erstickte. Er hörte auch seine Mutter auf Deutsch weinen, während die Tränen von ihrem Gesicht in den weißen Bart des Rabbiners rannen. Nach dem Abendbesuch ging Rachamims Mutter, mit Hilfe eines Gehstocks, den sie von der Gemeinde erhalten hatte, um ein Abendessen für den Besucherstrom zu arrangieren, und Rachamim blieb zur Beaufsichtigung da. Im Laufe der Woche, in der vor den Eisentüren der Intensivstation ein dichtes Gedränge herrschte, verließ Rachamim die Anhänger des Rabbis nur ein einziges Mal, um sich zu duschen. Als er zurückkehrte, brachte er eine besondere Tasse zum Händewaschen mit.

Es gab noch andere Familien, deren Liebste zur gleichen Zeit in der Intensivstation lagen, doch sie waren weniger treu ergeben als die Familie des Rabbiners und die Familie Bakri. Normalerweise trafen sie nur zu den Besuchszeiten ein. Die Familie Bakri und die Anhänger des Rabbiners beherrschten das Wartezimmer, sie rückten die Eisenbänke mit den rosa Polstern zu einem Haufen auf einer Seite des Raums zusammen und breiteten modrige Matratzen auf dem ganzen Boden aus. Ungefähr ein- oder zweimal am Tag brach ein Streit zwischen den Familien aus, den es Rachamim in seiner Weisheit immer zu schlichten gelang, zusammen mit Karim, dem ältesten Sohn der Gojim. Karim und Rachamim fanden durchaus eine gemeinsame Sprache. Manchmal des Nachts, wenn sich der Aufruhr gelegt hatte und ihre restliche Verwandtschaft schlief, saßen sie im öffentlichen Eingangsbereich auf einer Steinbank, rauchten und redeten. Karims kleine Tochter lag auf der Intensivstation. Der Lieferwagen seines Bruders war ins Rollen geraten und hatte sie überfahren. Sie würde sterben, wenn sich nicht eine neue Lunge für sie fände.

Und am dritten Tag ihres Aufenthalts traf ein verwundeter Soldat ein, sie hörten den Hubschrauber landen. Der Hut von Schaul, Rachamims jüngerem Bruder, der hinausgegangen war, um am Meer frische Luft zu schnappen, wurde vom Wind der Hubschrauberpropeller über die Mole hinausgeweht. Rachamim schien es schwer fassbar, dass der kleine Schaul schon ein großer Junge, verheiratet und Vater war. Schaul hatte ein überwältigendes Gedächtnis, was ihn ebenfalls zu einem Wunder an Gelehrsamkeit machte. Manchmal rief ihn der Rabbi, um sich eines bestimmten

Lehrsatzes zu vergewissern, den er vergessen hatte. Bevor Rabbi Eleazar aufs Krankenbett fiel, hatte ihm Schaul noch bei der Korrektur von Geboten für das Schabbatjahr geholfen, das genau vor drei Monden begonnen hatte. Sie mussten die Gebote ein klein wenig erleichtern, denn die Gemeinde war dieses Jahr noch ärmer als gewöhnlich, und die Vorschriften des Schabbatjahrs lasteten schwer auf ihnen. Der Rabbiner fürchtete, sie würden sie sonst übertreten. Am Mittag lag der Soldat nach einer komplizierten Operation bereits in der Intensivstation. Er war über sechzig Jahre jünger als Rabbi Eleazar, doch war er genau mit den gleichen pfeifenden Maschinen verbunden. Als der Soldat auf die Station verlegt wurde, waren Rachamim und alle Talmudstudenten gerade beim Fröhorgengebet und versperrten den schmalen, rosa gefliesten Durchgang, geblendet vom Sonnenlicht, das durch die Fenster brach, verstört vom Hupen der Autos auf der Straße unten. Der Pfleger schubste die Bahre gewaltsam voran, um die inbrünstig Versunkenen zur Seite zu drängen, trat ihnen auf die Zehen, ohne sich zu entschuldigen. Der Soldat lag nackt unter den Decken, man war noch nicht dazu gekommen, ihn von Blut und Dreck zu säubern. Sie hätten im Warteraum gebetet, wenn die Familie Bakri dort nicht lärmend ihr Frühstück verzehrt hätte. Rachamim hasste es, im Durchgang zu beten, das war keine Art, Gott um die Rettung seines Vaters und Erzeugers anzurufen. Der Pfleger, ein unrasierter Zwerg, trampelte auch auf Rachamims Fuß, der ihn zuerst schlagen wollte, sich jedoch rasch besann. Er war keine gewalttätige Kreatur. Die Eltern des Soldaten trafen zwei Stunden nach ihm ein, versuchten erfolglos, das Ärzteteam

zum Sprechen zu bewegen, blickten misstrauisch auf die übrigen Anwesenden im Warteraum. Ihr Sohn war jünger als Schaul, und er lag im Sterben, Rachamim verstand, weshalb sie beunruhigt waren. Rachamim war unfruchtbar. Das war das einzige Geheimnis, das er vor seiner Familie gehütet hatte. Rachamim würde nie Söhne haben.

Die Familie des Soldaten kehrte in Begleitung von Freunden des Sohnes gegen Abend zurück. Sie saßen auf dem Boden im Gang, abgesondert von allen, nur der Großvater saß auf einem gepolsterten Stuhl, den die Freunde des verwundeten Soldaten flink aus dem Wartezimmer entwendet hatten, die Anweisungen der Krankenhausleitung ignorierend. Alle Freunde des Sohnes waren Soldaten. Rachamim war immer beeindruckt von Soldaten, in seinen Augen waren sie furchtbar kompetent. Ein junges Mädchen, ohne Uniform, hielt sich dicht an die Eltern und weinte. Sie war gewiss die Partnerin des Soldaten, denn sie sah den Eltern überhaupt nicht ähnlich. Ein Paar, Freunde der Eltern, war auch dort, die ältere Frau, rauchend und zerknittert, verströmte einen stark verführerischen Parfümduft. Im Gang hing der Geruch nach Schweiß und Kaffee. Ihr Mann stürzte sich auf den Vater des Soldaten und stellte ihm umgehend eine Reihe aggressiver Fragen. Offensichtlich aufgebracht schrie er: »Wie ist das möglich, dass ihr noch keinen Arzt gesehen habt?« Dann stellte er sich dicht an die Eisentüren, hämmerte wütend, trat mit Gewalt dagegen, drückte auf den Sprechknopf, brüllte hinein. Rachamim fürchtete, dass er in seiner Wut das Gerät vielleicht herausreißen oder die Türen oder sich selbst schädigen könnte. Als jemand vom Pflegepersonal hineinging, gab ihm der Mann einen Stoß

und brach in die Station durch. Die Türen knallten über der Hand des Angestellten zusammen, der frontal zu Boden stürzte. Die Talmudstudenten rannten Rachamim hinterher, um dem Mann aufzuhelfen, der auf Arabisch fluchte. Als der Eindringling mit einem kahlköpfigen Arzt mit kaltem, überheblichem Blick zurückkehrte, verharnte er immer noch wie mitleidheischend auf dem Boden und hielt sich die geschwollene Hand. Der Arzt schälte die nächsten Angehörigen des Soldaten vom Boden und nahm sie beiseite. Rachamim hörte nicht, was er sagte, er hörte nur, dass seine Stimme ruhig und überlegt klang. Nachdem der Arzt geendet hatte und in die Station zurückgekehrt war, pfeifend, ohne den Rest der Wartenden auch nur anzublicken, umarmte die Familie des Soldaten einander weinend. Nur der Großvater, der ungefähr im gleichen Alter war wie Rabbi Eleazar, war nicht dabei, während sie mit dem Arzt sprachen. Es schien, als ignorierten sie ihn. Er wirkte ruhig, schlief fast auf seinem Stuhl. Noch eine Stunde bis zur Abendbesuchszeit. Der Großvater schreckte plötzlich auf und rannte hinkend zur Toilette, und keiner von der Familie erhob sich, um ihm behilflich zu sein. Einer der Talmudstudenten gewährte den Greis und versuchte ihm zu helfen, wenigstens auf den Beinen zu bleiben. Der Alte stieß die ausgestreckte Hand wütend weg. Rachamim, der in der Nähe stand und gerade zum Rauchen hinausgehen wollte, sah die verblichene Nummer auf dem Arm des Großvaters. Er rief den Jungen zu sich, Froike hieß er, beruhigte ihn und trug ihm auf, Psalmen zur Rettung ihres Rabbiners zu rezitieren. Die Familie Bakri überließ ihnen in einem Anfall von Großmut den Raum, und Rachamim nahm an, dass sie das

hauptsächlich taten, weil die vielen Soldaten sie erschreckt hatten. Er ging zum Meer hinunter, um sich zu beruhigen. Als sie kleine Kinder waren, hatte Eleazar sie immer an den »Stillen Strand« mitgenommen (der einzige Strandabschnitt in Haifa, wo eine strikte Trennung zwischen Frauen und Männern eingehalten wurde) und sie schwimmen gelehrt an den Tagen, an denen das Meer friedlich war. Eleazar setzte sie auf den heißen Sand und schärfte ihnen ein, so wie er es im Lehrhaus beim Talmudunterricht tat, dass der Mensch verpflichtet sei, schwimmen zu können – er selbst war dem sicheren Tod nur deswegen entronnen, weil er schwimmen und tauchen konnte. Sein Städtchen war am Ufer eines Flusses gelegen. Rachamim erinnerte sich, wie das Krankenhaus vom Strand aus für ihn als Kind ausgesehen hatte. Das Bild der rauchenden Desinfektionsschleife würde für immer und ewig in seinem Gedächtnis eingraviert bleiben. Sein Vater hatte ihn in der Abenddämmerung mit der gleichen Vornehmheit und Gabe der Geduld schwimmen gelehrt, mit der er ihnen allen die Lehre Israels beibrachte. Rachamim liebte seinen Vater. Er hatte die Weisheit, im Herzen eines Menschen zu lesen. Daher schätzte er die Menschen stets richtig ein und urteilte mit Verständnis. Eleazar, der ihnen nie viel darüber erzählt hatte, was ihm in jenem Krieg widerfahren war, sagte am Vorabend von Rachamims Hochzeit mit Kummer zu ihm, dass er die Hölle nur überlebt habe, weil er die Seele des Menschen verstand und wusste, auf wen man vertrauen konnte, außer auf den Herrn natürlich. Mehr erzählte er nicht.

Rachamim betete allein vor dem Meer, bemüht, sich zu beeilen, um die Besuchsstunde nicht zu versäumen. Er

rannte, keuchend wegen des Rauchens, die Treppe hinauf und traf gerade noch fünf Minuten vor Beginn der Besuchszeit ein. Der Gang war überfüllt, voller Araber, unseren Talmudstudenten und den hochmütigen Angehörigen des Soldaten. Alle waren durcheinandergewürfelt, drängten sich an den Eisentüren. Zwei Talmudstudenten, die bis dicht an die Türen gelangt waren, versuchten, ihre Gesichter daran zu pressen, um durch das trübe Plastikfensterchen zu erspähen, wann das Ärzteteam auftauchen und die Tore öffnen würde. Zwei nicht mehr junge, unweibliche Schwestern versuchten mit Geschrei, die Menge zu beruhigen, drohten damit, den Abendbesuch zu streichen. Nachdem er sich zu seiner Mutter gesellt und sie nahe an den Eingang gezerzt hatte, wobei er jeden, der ihn behinderte, mit Gewalt beiseitestieß, kletterte Rachamim auf den Stuhl, der für den Großvater des Soldaten bestimmt war. Rot vor Anstrengung und Zorn befahl er den Gelehrtenschülern, sich sofort zurückzuziehen. Es gab einige unter ihnen, die sich seinem nachdrücklichen Appell zunächst widersetzten und sich erst unwillig nach hinten bewegten, nachdem er sie ein zweites Mal angeschrien hatte, wobei schäumender Speichel von seinem Mund sprühte, an seinem schwarzen Bart kleben blieb. Die Enge und das Geschubse mit schweißigen Händen steigerten die Hitze im Korridor. Nach einigem Gebrüll wurde Rachamim auch der anderen Herr und brachte sie ebenfalls dazu, sich von den Eingangstüren zu entfernen. Bei der Familie Bakri gingen nicht die Eltern des Kindes, sondern die Großväter als Erste hinein, selbstgefällig stolzierend, während sie den weißen Schnauzer glätteten.

Drinne war nur das Pfeifen der Maschinen, das den Raum und die Stille brach. Rachamim und seine Mutter näherten sich dem Bett des Rabbi Eleazar. Rachamim gewahrte, dass der verwundete Soldat nächst seinem Vater gebettet und versorgt worden war. Man hatte ihm bereits das weiße Krankenhausgewand angezogen, und er war schon verbunden und von Blut und Dreck gesäubert. Sein junges Gesicht war violett geschwollen und von Bartstoppeln gerahmt. Wie seinem Vater so hatte man auch dem Soldaten die Zunge mit einer weißen Binde fixiert, in einer Form, die beiden das lächerliche Aussehen von Schwachsinnigen verlieh. Rachamim stellte sich dicht an das Bett seines Vaters, wobei er achtgab, die Plastiksäckchen nicht zu zerdrücken, die mit dem Körper seines Vaters verbunden waren und seinen Urin und seine Fäkalien auffingen. Er bemühte sich, diese Säckchen nicht anzuschauen, wegen des Gebots, die Eltern zu ehren. Das Gesicht des Rabbiners war schlampig rasiert worden, ohne Rücksicht auf seine Religion. Sicher hatte ihn der Pfleger rasiert, der vorher verletzt worden war. Vielleicht aus Rache hatte er ihn mit dem Rasiermesser ebenfalls verletzt. Es war das erste Mal, dass Rachamim das Gesicht seines Vaters ganz sah – ohne seinen Bart ähnelte er einem kranken Kleinkind, albinoartig und hilflos. Rachamim hätte diesen Pfleger gern zu Tode geprügelt, seine Hände schlossen sich zu Fäusten. Er wollte ihn in der Station suchen. Seine Mutter lehnte sich aufgestützt über den Rabbiner, umarmte ihn wie eine Ertrinkende, die nach dem Rettungsring greift. Sie greinte, flüsterte ihm deutsche Worte zu. Auch als Rachamim bei seinen Eltern zu Hause gewohnt hatte, hatte er sie nie so nah zusammen gesehen.



Yiftach Ashkenazy

Mein erster Krieg

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 176 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-630-62106-7

Sammlung Luchterhand

Erscheinungstermin: April 2008

Die sechs Erzählungen, die dieser Band versammelt, sind womöglich noch eindringlicher als Yiftach Ashkenazys erster Roman „Die Geschichte vom Tod meiner Stadt“. Menschen auf dem Sterbebett, böse alte Männer, geschundene Frauen, verunsicherte Soldaten – der junge israelische Autor erzählt vom Leben der Betrogenen und Versehrten auf eine schmerzhaft klare, nichts beschönigende Art, wie es nur ein Menschenfreund vermag – und erzählt damit zugleich die Geschichte und die Gegenwart des modernen Israel.

Für alle LeserInnen von Etgar Keret oder Bret Easton Ellis